

Glauben Sie ja nicht, wen Sie vor sich haben

Leben wir in einer hierarchischen Gesellschaft? Die Existenz von sozialen Schichten ist dafür noch kein hinreichender Beleg

Soziologen, die sich mit sozialer Schichtung befassen, interessieren sich normalerweise nicht für die zeremoniellen Aspekte sozialer Situationen. Auf die Frage von Brecht, wen man anbrüllen darf und vor wem man den Hut zieht, wissen sie wenig zu sagen. Eine der seltenen Ausnahmen von dieser Regel ist Randall Collins. Einem unlängst erschienenen Band, der Aufsätze des amerikanischen Soziologen aus drei Jahrzehnten versammelt, lässt sich entnehmen, dass er die Brecht-Frage erst allmählich zu stellen lernt – dann aber mit erheblichen Rückwirkungen auf das, was er zuvor über Klassen und Stände gesagt hatte (Randall Collins, „Konflikttheorie“. Ausgewählte Schriften, Wiesbaden 2012).

Den Begriff des sozialen Standes hatte der junge Collins der historischen Soziologie Max Webers entnommen, um für die Auffassung werben, dass auch die sozialen Klassen der modernen Gesellschaft nicht nur abstrakte Einteilungen sind, etwa nach der Art von Steuerklassen. Vielmehr bilden sie wirkliche Gruppen, und zwar solche, zwischen denen eine objektive, nicht nur eingebildete Rangordnung gilt. Dem späten Collins dagegen wird zusammen mit dieser Rangordnung, die er in sozialen Situationen nicht wiederfindet, auch der Rest dieser Konstruktion fragwürdig.

Die Grundlagen der Gruppenbildung sieht Collins wie viele andere Soziologen darin, dass Mitglieder einer sozialen Klasse in ihrem privaten Leben bevorzugt mit ihresgleichen verkehren. Zur Ordnung solcher homogenen Verkehrskreise, aber auch um den individuellen Wechsel zwischen ihnen zu erleichtern, würden sich klassenspezifische Normen und Werte ausbilden. In manchen Fällen verdichten sie sich zu besonderen Lebensstilen.

Nun begründen Differenzierungen dieser Art, die es ja auch zwischen Jugendkulturen gibt, noch keine objektive Rangordnung. Auch für Collins ergibt diese sich erst aus kulturellen Idealen der Gesamtgesellschaft, denen die verschiedenen Lebensstile in ungleichem Maße gerecht würden. Akademische Bildung zum Beispiel werde von allen geschätzt und darum an denen, die sie erwerben, auch von anderen bewundert.

Aus diesem Komplex von Annahmen analysiert Collins zunächst nur die Herkunft des kulturellen Ideals. Seine ideologiekritische These: Dieses Ideal ist unter der Hand an die stärkste der sozialen Gruppen immer schon angepasst. Auch die akademische Bildung zähle gesellschaftlich also nur so viel, wie die ohnehin privilegierte Gruppe – Collins scheint hier bevorzugt an die heutigen Nachfahren der weißen, protestantischen amerikanischen Ureinwanderer zu denken – auch ein mehr oder minder effektives Bildungsprivileg durchsetzen kann. Das Kulturideal („Bildung“) stützt die ungleichen Verteilungen also nur, es steuert sie nicht – und

in der Tat fällt es schwer, sich eine Ständegesellschaft mit offenem Statuswettbewerb vorzustellen.

Eine zweite Implikation, die in der Idee einer Ständegesellschaft steckt, wird erst später voll expliziert: Der einzelne Mensch wird in ihr nicht als Individuum geachtet, sondern als Gruppenmitglied, und deshalb spiegelt sich die Rangordnung der Schichten in den Gesprächen ihrer Mitglieder. Noch vor wenigen Jahrhunderten hätten diesem Befund auch die Realitäten entsprochen: Die Standesperson musste in jeder Situation als solche behandelt werden. Dass man sie ebendarum nicht sachgerecht behandeln konnte, das zeigten die zahllosen Warnungen vor den Gefahren der Schmeichelei, denen auch Ärzte, Geistliche oder andere Ratgeber häufig erlügen. Aber heute?

Collins hatte seinen Fachkollegen schon früh empfohlen, statt von einer Gesellschaft nur noch von vielen Gesprächen zu reden und alle Aussagen über jene an diesen zu prüfen. Nach seiner Auffassung ist es nämlich sinnlos, der Gesell-

schaft irgendwelche Merkmale zuzurechnen, die man unter ihren jeweils anwesenden Mitgliedern oder an ihnen gar nicht bemerken würde. Das ist soziologisch umstritten. Auch die Ordnung der Wirtschaft ist ja, wie man seit Adam Smith weiß, kein Ziel ihrer Teilnehmer und keine Regel einzelner Transaktionen. Aber natürlich kann es nicht schaden, Aussagen über die Gesellschaft immer auch auf Gespräche zu beziehen, die in ihr geführt werden, und man mag es bedauern, dass Collins seine Aussagen über die moderne Ständegesellschaft einer solchen Prüfung erst spät, nämlich im jüngsten Beitrag des Bandes unterzogen hat.

Dieser Aufsatz schildert folgende Situation: Ein Verkehrssünder versucht den Polizisten mit der zutreffenden Mitteilung einzuschüchtern, in seinem politischen Amt der oberste Dienstherr des Polizisten zu sein – worauf dieser entgegnet, sein oberster Dienstherr sei immer noch die Bevölkerung, und ungehört fortfährt, den Strafzettel auszufüllen. Collins hat den Bericht über diese Szene zum Anlass genom-

men, sich unter den Kollegen des Polizisten zu erkundigen, für wen sie denn ein Auge zuzudrücken würden? Antwort: für andere Polizisten und aus Kollegialität, aber für niemanden sonst.

Der Autor teilt die Begebenheit mit, weil er sie für typisch hält. Er stellt die Frage nach dem sozialen Vorrang in Alltagssituationen der modernen Gesellschaft. Und seine These lautet, dass der Vorrang sich nicht nach dem ungleichen Stand der Personen richtet, sondern nach den Rollenkontexten, in denen sie jeweils auftreten. Während der Straßenverkehrskontrolle muss sich der einfache Polizist auch von ranghohen Politikern und Fernvorgesetzten nichts sagen lassen. In der Rolle des Steuerzahlers hingegen muss er tun, was diese oder ihre Verwaltungsbeamten ihm vorschreiben.

Man kann daher gar nicht sagen, ob die Personen einander über- oder untergeordnet sind, denn offensichtlich hängt dies vom Kontext und von der Situation ab. Deutlicher als mit diesem Befund, der im Übrigen genau dem entspricht, was in

Deutschland von Luhmann und seinen Schülern vertreten wird, kann man die Hypothese einer Ständegesellschaft aber schwerlich negieren.

Collins geht freilich zu weit, wenn er die gesellschaftliche Bedeutung ungleicher Verteilungen ausschließlich von den sozialen Situationen her einschätzt. Aus der berechtigten Ablehnung des Ständebegriffs folgt daher auch bei ihm, ähnlich wie bei Ulrich Beck, die Ablehnung des Klassenbegriffs. Besser wäre es auch hier mit Luhmann zu halten und soziale Klassen als Schichten zu definieren, die für Gesprächsführung und situative Durchsetzungsfähigkeit wenig besagen. Aber dazu müsste man die Gesellschaft von ihren Gesprächen unterscheiden und sich mit der These befunden können, dass es Merkmale der Gesellschaft gibt, auf man auch bei noch so genauer Analyse ihrer Gespräche nicht käme. Den Schichtungs- und Gesprächsanalysen wünscht man vor allem solche Leser, die unter der Vorstellung leiden, die moderne Gesellschaft sei eine Hierarchie. ANDRÉ KIESERLING

Hölderlin und der Papst

Du bist es, auserwählt

Es ist eigentlich eine gute Nachricht, dass sich die Kanzlerin neuerdings „privat“ auch mit Friedrich Hölderlin beschäftigt. Und es ist eigentlich eine überaus schöne Geste mit hohem Symbolwert, dass sie 2013 die Gelegenheit beim Schopfe ergreift, anlässlich einer Audienz dem neuen, Deutsch sprechenden Papst, neben einer umfangreichen CD-Sammlung mit Aufnahmen Wilhelm Furtwänglers auch eine dreibändige Hölderlin-Ausgabe zu schenken. So-dassant „privat“, wie die großen Nachrichtensender gleich zu melden wussten. Hatte sich doch Franziskus schon in der Woche seiner Amtseinführung als versierter Hölderlin-Leser gezeigt, indem er, auf Deutsch, einen Vers zitierte, der offenbar auch im Kanzleramt für Aufmerksamkeit sorgte: „Es ist ruhig, das Alter, und fromm.“

Er stammte aus Hölderlins Gedicht „Meiner verehrenden Grosmut-ter zu ihrem 72sten Geburtstag“, einem Text in siebzehn elegischen Doppelversen, der in seinem Zentrum, dem neunten Distichon, tatsächlich christologischen Bezug hat („Mit dem Tode befreundet er sich, im Namen der andern / Gieng er aus aus Schmerzen und Müh' siegend zum Vater zurück.“). Der Papst kennt seinen Hölderlin.

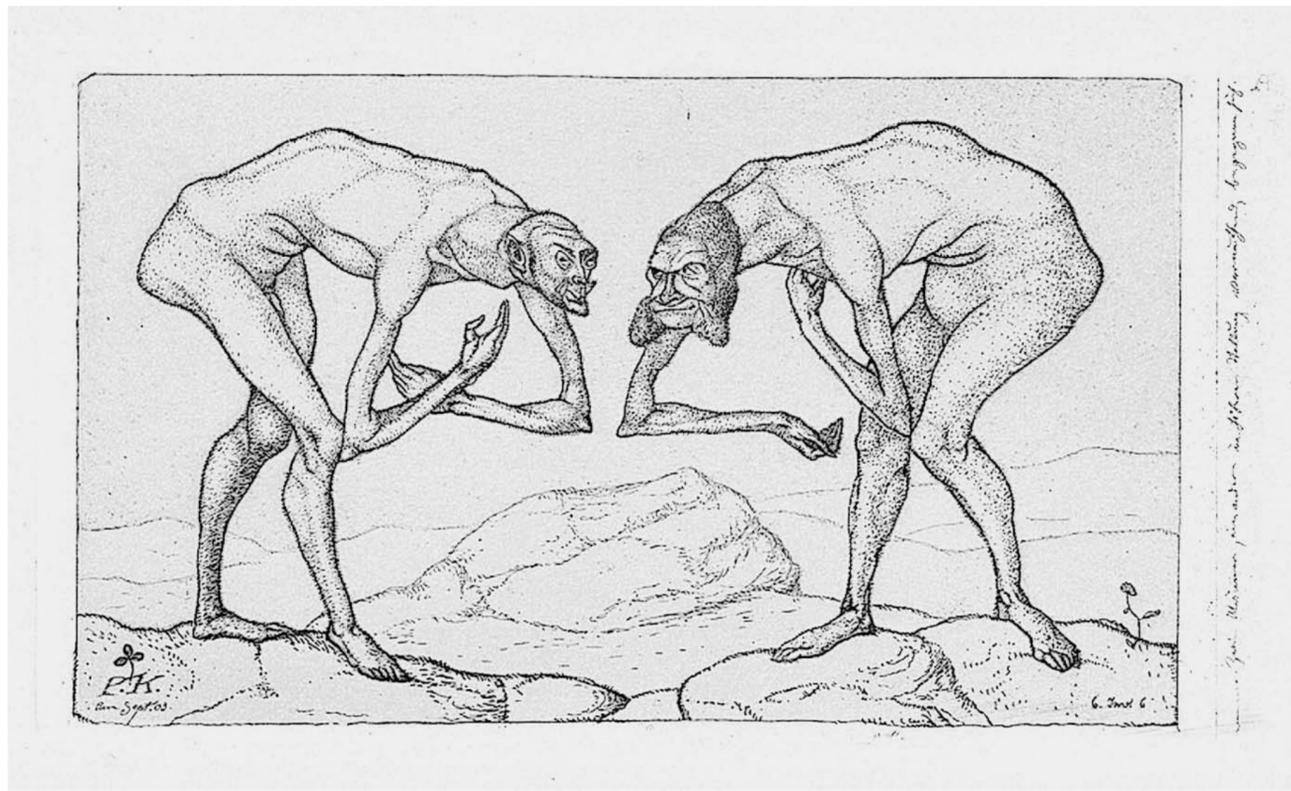
Ob man das von den Beratern Angela Merckels im Kanzleramt auch sagen kann, ist zu bezweifeln. Dort scheinen eher äußerliche, verpackungsästhetische Gesichtspunkte die Geschenkauswahl bestimmt zu haben. Geschenk wurde dem Papst nämlich die dreibändige Werkausgabe von Wilhelm Böhm, erschienen 1905 bei Diederichs in Jena und Leipzig. In Leder und mit Goldschnitt. 71,50 Euro kostet die Ausgabe in allerdings leicht mitgenommenem Zustand – „befriedigend“ – im Internet.

Die den Papst sicherlich interessierenden späten Fragmente ... der Vatikans und „An die Madonna“ wird er dort freilich vergeblich suchen. Sie waren erst durch Norbert von Hellingraths Ausgabe, die ein Dezennium später zu erscheinen begann, dem Marktgewäch über Hölderlins frühe Verrücktheit philologisch abgetrotzt worden. Wilhelm Böhm verschämte Ausgabe dagegen listete sogar noch Texte wie „Hälfte des Lebens“ – heute in jedem gymnasialen Oberstufenlesebuch zu finden – unter der Rubrik „Gedichte aus der Zeit des Irrsinns (1804–1843)“. Dass auch Philologie und Psychiatrie und nicht nur Ingenieurwissenschaften und Gentechnik Fortschritte machen, hat sich offenbar nicht bis ins Kanzleramt herumgesprochen.

Fast schon wehmütig erinnere ich mich an 1993, als der damalige Kanzler, Helmut Kohl – „Ich war in Hölderlin gut“ –, auf der Buchmesse am Stand des Stroemfeld Verlags, sozusagen in Feindesland, vorbeikam, um den neuesten Band von D. E. Sattlers Frankfurter Hölderlin-Ausgabe in die Hand zu nehmen. In der Folge wurden durch Kohls Vermittlung von der Peter Kaiser-Stiftung zweihundert Exemplare der damals bereits erschienenen Bände der umfangreichen Ausgabe an die Goethe-Institute im vornehmlich östlichen Ausland gestiftet – und damit war nicht nur dem hölderlinischen Werk, sondern auch den Forschern Anerkennung widerfahren, die sich im zwanzigsten Jahrhundert um seine Erschließung bemüht hatten, von Norbert von Hellingrath über Friedrich Beißner bis hin zu D. E. Sattler. Kohl wusste noch selbst, dass Deutschland im Ausland eben nicht nur wegen seiner Autos und seiner Technologie, sondern auch wegen seiner avancierten Philologie bewundert wird.

Das scheint alles gelöscht – und die zu beobachtende Bewusstlosigkeit an höchster Stelle gibt Anlass zur Sorge. Um Franziskus, den Armen, muss man sich dabei weniger Sorgen machen. Er hat eine gar nicht schlecht sortierte Bibliothek um sich herum und vielleicht sogar gute Ratgeber, die ihm die eine oder andere dunkle Stelle entschlüsseln. Aber wie isoliert stelle die Frau im Kanzleramt sein, wenn sie bei einem so wichtigen „privaten“ Geschenk niemanden hat, der ihr zu etwas rät, was den aktuellen Stand oder wenigstens den damals besten Stand des philologischen und editorischen Nachdenkens über Hölderlin trifft. Hauptsache, es sieht nett aus, ist gerade bei Hölderlin keine sehr gute Devise.

Stattdessen entgleitet eine gutgemeinte Geste zu einem Akt der Ahnungslosigkeit. Falls also der Papst die Einladung zu einem Deutschland-Besuch annehmen sollte, wäre das ideale Geschenk ein zweites Hölderlin-Wort. Franziskus wird es allerdings einer anderen als der Ausgabe Böhm's entnehmen müssen: „Jetzt aber hast du / Gefunden anderen Rath“. Es setzt einiges voraus, gewiss. Dafür kann es in direkter Rede übermitlet werden. Ohne Leder und Goldschnitt. ROLAND REUSS



Zwei Männer, einander in höherer Stellung vermutend, begegnen sich: Paul Klees Stich von 1903

Foto Scala

Die Menge aller Philosophen, die sich selbst verstehen

Im modularisierten, durchdidaktisierten und drittmittelabhängigen Hochschulbetrieb unserer Tage käme Gottlob Frege über den Status einer wissenschaftlichen Hilfskraft wohl kaum hinaus. Er erfüllte keines der heutigen Evaluationskriterien. Er war introvertiert und galt als schwierig, in seine Seminare verirren sich nur wenige Studenten, über Netzwerke verfügte er nicht, und seine Publikationen wirkten auch auf Fachkollegen hermetisch. Anders als Bertrand Russell und Ludwig Wittgenstein, mit denen er sich austauschte, anders auch als sein Schüler Rudolf Carnap, blieb der 1925 gestorbene Frege bis in die 70er Jahre hinein auch in Fachkreisen ein Geheimtip.

Der breiteren Öffentlichkeit sagt sein Name auch heute noch nichts – trotz seiner enormen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Wirkung. Frege überwand die scholastische Erstarrung der Logik, er modernisierte sie von Grund auf und legte damit auch das Fundament der theoretischen Informatik. Viele seiner Erkenntnisse haben die Konstruktion heutiger Programmiersprachen erst möglich gemacht. Die Hochschule in Wismar, dem Geburtsort Freges, hat sich schon zu DDR-Zeiten für die wissenschaftshistorische und -theoretische Aufarbeitung seines Werkes engagiert. In Fortsetzung dieser Tradition fand dort nun die „Dritte Internationale Frege-Konferenz“ statt. Sie beleuchtete die vielen Facetten einer Forschungsleistung, der – trotz der praktischen Resultate, die sie später zeitigte – ein rein philosophisches Erkenntnisstreben zugrunde lag.

Für Frege bestand die Logik aus den ewig gültigen Regeln des richtigen Denkens und Schließens. Entschieden wandte er sich gegen die „Psychologen“, für die Gesetze der Logik nur in der Natur des menschlichen Denkens wurzeln. Danach wäre Logik nicht mehr als ein nützlicher kognitiver Mechanismus, der wahr und falsch zu unterscheiden hilft, aber Gültigkeit nur im Rahmen der menschlichen Psyche und ihrer Wahrnehmung der Welt besitzt. Für die Psychologen sind Wesen denkbar, die einer ganz anderen Logik folgen.

David Zaperro (Paris) machte deutlich, dass für Frege diese Vorstellung nicht einmal falsch, sondern buchstäblich sinnlos war, weil sich eine „Logik“ ohne die Gesetze der Identität und Widerspruchsfreiheit gar nicht ernsthaft denken ließe. In

Gottlob Frege war eine Gründerfigur der modernen Logik und philosophischen Sprachanalyse. In Wismar fand jetzt eine internationale Tagung zu seinem Werk statt.

einer Zeit, in der ein Glaube an eine positivistische Einheitswissenschaft blühte, wandte Frege sich dagegen, die Logik in die Naturwissenschaften einzugemeinden. Für ihn existierten logische Wahrheiten in einem eigenen rationalistischen „Reich“, angesiedelt zwischen bloß subjektiven Vorstellungen einerseits und der physischen Welt andererseits. Den Bogen in die Aktualität schlug Zaperro nicht, aber man darf annehmen, dass Frege der heutige Konstruktivismus mit seinem neurobiologisch begründeten Wahrheits-Relativismus zutiefst suspekt gewesen wäre.

Ein Hauptziel Freges war die Grundlegung der Arithmetik durch die Logik, um so das Wesen der Zahlen zu bestimmen und zu beweisen, worauf die Wahrheit von Gleichungen wie $2 \times 2 = 4$ eigentlich beruht. Frege fasste Zahlen als eigene logische Gegenstände auf, die er mit Hilfe des Mengenbegriffs definierte: So ist „3“ die Menge aller Mengen, die drei Elemente umfassen und damit „Dreierheit“ als Eigenschaft aufweisen – eine scheinbar umständliche, aber dafür logisch strikte Definition eines alltäglichen Begriffs.

Logische Rasurfragen

Doch 1902 erlitt Frege einen schweren Rückschlag, als Bertrand Russell ihn darauf hinwies, dass Frege mit dem Mengenbegriff in sein scheinbar widerspruchsfreies System den Sprengsatz der Paradoxie plazierte. Was gemeint ist, illustriert die Geschichte vom Hauptmann, der dem Friseur seiner Kompanie den Befehl erteilt, die Soldaten zu rasieren – aber nur die, die sich nicht selbst rasieren. Den armen Barbier stürzt das Kommando in eine Endlosschleife des Selbstwiderspruchs: Rasiert er sich, verstößt er gegen den Befehl ebenso, wie wenn er sich nicht

rasiert. Wesentliche Leistungen Freges blieben durch diese Paradoxien zwar unberührt, und zudem fanden Logiker einen formalen Ausweg aus den Fallen der Selbstbezüglichkeit. Trotzdem betrachtete Frege sein eigentliches philosophisches Vorhaben, die Arithmetik als ein Gebilde nachzuweisen, dessen Sätze nicht nur a priori gelten, sondern sich auch rein logisch nachweisen lassen, als gescheitert.

Eine Folge war Freges Rückkehr zu Kants Überzeugung, dass die Arithmetik ebenso wie die Geometrie synthetisch a priori ist, dass also ihre Axiome auf einem rein logischen Weg nicht zu rechtfertigen sind, sondern aus der Erkenntnisquelle der „reinen Anschauung“ stammen. Hans Sluga (Berkeley) zeichnete den philosophischen Weg nach, der Frege auch in anderen Bereichen allmählich zu Kant führte – weg von Leibniz als seinem Ausgangspunkt: Mit Leibniz verband der frühe Frege nicht nur den Glauben an eine logische Grundlegung der Mathematik, sondern auch die Auffassung, dass jedes Denken unauflöslich an ein Zeichensystem gebunden sei.

Doch später relativierte er diese Position: Zeichensysteme wie die Sprache erschienen ihm jetzt nicht mehr als konstitutiv für das Denken, sondern nur noch als Instrumente, die Menschen zwar brauchen, um Gedanken überhaupt fassen zu können. Die Gedanken selbst aber waren für Frege nun Gebilde, die für sich existieren, unabhängig davon, ob sie jemals tatsächlich gedacht werden. Freges Verbindung mit dem deutschen Idealismus wurde noch stärker von Nikolaj Milkov (Paderborn) herausgearbeitet. Er wandte sich gegen die in der angelsächsischen Welt gängige Vereinnahmung Freges als Pionier einer analytischen Philosophie, die zu neuen Ufern aufbrach, indem sie den deutschen Idealismus überwand.

Milkov verwies darauf, dass Frege dem Idealismus und auch der Romantik vielfältig verbunden war: nicht nur durch Kontakte zu Neukantianern, sondern auch in seinem Denken. So richtete sich Frege gegen die Auffassung – die er George Boole zuschrieb –, dass logisches Schließen und Urteilen einer seelenlosen Mechanik folge. Frege sah hierin vielmehr einen organischen Prozess, Ausfluss eines lebendigen und zutiefst menschlichen Strebens nach Wahrheit. Milkov führte zum Beleg eine Reihe biologischer Metaphern an, zum Beispiel Freges Äußerung, dass arithmetische

Definitionen die Ordinalzahlen so in sich enthielten wie Samen die Pflanzen. Milkovs Darstellung, die Frege manchmal einen fast schon lebensphilosophischen Anstrich gab, blieb nicht unwiderrprochen. Diskutiert wurde vor allem, ob die Rolle der Metaphern hier nicht überbewertet wurde.

Frege war neben Bertrand Russell der einzige Denker, den Wittgenstein in seinem Tractatus logico-philosophicus erwähnte, da er sich ihm zutiefst verpflichtet fühlte. Wittgenstein besuchte Frege einige Male in Jena, beide korrespondierten von 1911 bis 1920. Ingolf Max (Leipzig) stellte diesen Briefwechsel vor, von dem allerdings nur Freges Schreiben erhalten sind. Er, der seinen Adressaten mal als „Sehr geehrter Herr“, mal als „Lieber Freund“ anredete, bewunderte Wittgensteins Fähigkeit, in Kriegszeiten ein Werk wie den Tractatus zu schreiben, und sah ihre gemeinsamen philosophischen Bemühungen als Projekte „für die Menschheit“.

Sinnloses „wahr“?

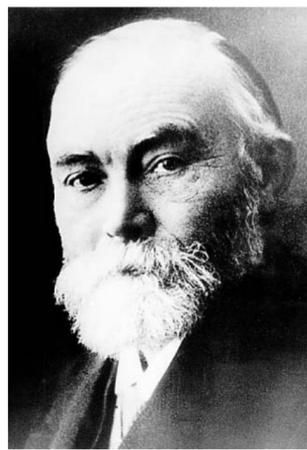
Als aber die „Logisch-philosophische Abhandlung“ dann vor ihm lag, kam er über die ersten Sätze nicht hinaus. Schon am berühmten Auftakt „Die Welt ist alles, was der Fall ist“ nahm er „Anstoß“, weil ihm der Sinn „unklar“ war. Frege störte sich daran, dass Wittgensteins Sätzen

eine stringente logische Form fehlte, ihn irritierten Uneindeutigkeiten und Wortvariationen. Zwar erkannte er, dass für Wittgenstein der Sprachstil Teil der philosophischen Botschaft war. Aber dessen Ziel, „von innen“ her die Grenze zu beschreiben, hinter der das beginnt, was unsagbar, aber existent ist, blieb ihm fremd. Wittgenstein wiederum zeigte sich tief enttäuscht und schließlich erschöpft, weil es ihm trotz aller Anstrengung nicht gelang, Frege den Tractatus nahezubringen.

Die Grammatik natürlicher Sprachen entspricht oft nicht den Strukturen formallogischer Systeme. Die daraus resultierenden Unklarheiten zu beseitigen war für Frege und die gesamte sprachanalytische Philosophie ein entscheidendes Motiv. Klärungsbedürftig fand Frege zum Beispiel, dass bei der Analyse der Alltagssprache – der „Sprache des Lebens“ – zu unterscheiden sei zwischen dem „gewöhnlichen“ Sinn der Worte, in dem Menschen direkt über die Gegenstände und Ereignisse ihrer Umwelt sprechen, und dem „ungewöhnlichen“ oder „ungeraden“ Sinn, in dem sie sich – oft durch Nebensätze – auf Äußerungen und Gedanken beziehen. Aus logischer Sicht irritierte ihn, dass häufig einer Behauptung noch die weitere Behauptung, dass jene wahr sei, hinzugefügt wird. „Es ist wahr, dass die Sonne scheint“ sagte seiner Ansicht nach nicht mehr aus als das schlichte „Die Sonne scheint“.

Das Wort „wahr“ habe also eigentlich gar keinen Sinn. Doch diese Konsequenz behagte Frege nicht recht, wie Wolfgang Kühne (Hamburg) ausführte. Dann nämlich hätte er – seinem Prinzip zufolge, dass der Sinn eines Satzes nach syntaktischen Regeln aus dem Sinn seiner Teile komponiert ist – dem gesamten Satz den Sinn absprechen müssen, was offenbar an der Realität vorbeigegangen wäre.

Das Kompositionsprinzip – das fundamental ist für die Kreativität menschlicher Sprache – mochte Frege nun aber auch nicht aufgeben. So flüchtete er sich in die inkonsistente Behauptung, „wahr“ habe zwar irgendeinen Sinn, der aber gleichwohl zum Gesamtsinn des Satzes nichts beitrage. Wolfgang Kühne schlug nun – gegen Frege – vor, Wahrheit hier als eine Eigenschaft aufzufassen, die man Gedanken zuschreiben kann. Anders als „grün“, „rund“ oder „lustig“ ist „wahr“ allerdings eine ganz besondere Eigenschaft, denn wenn man sie einem Gedanken zuweisen kann, hat man eine Erkenntnis gewonnen. WOLFGANG KRISCHKE



Gottlob Frege

Foto AKG